

Freiherr Ludwig von Vincke.

Sein religiöses Denken und soziales Wirken.

Von Pfarrer Stenger in Mengede.

Unter den zahlreichen Verwaltungstalenten, welche nach den Freiheitskriegen sich um den Wiederaufbau Preußens verdient gemacht haben, steht uns Westfalen am nächsten der erste Oberpräsident unserer Heimatprovinz, Freiherr Ludwig von Vincke.

Wie er schon während des Krieges die provisorische Verwaltung geführt hatte, so wurde er nach dem Friedensschlusse von allen Seiten als das einzig mögliche Oberhaupt der aus so verschiedenartigen Gebieten zusammengesetzten Provinz angesehen. Und er hat erreicht, was ihm schon seit seinen jungen Jahren als höchster Lebenszweck vorschwebte: „Mein Vaterland Westfalen soll dereinst das Bild der vollkommensten Einrichtungen abgeben.“ Es ist nun hier nicht der Ort, seine Verwaltungstätigkeit zu schildern, wir beschränken uns vielmehr darauf, ein Bild seines religiösen Denkens und sozialen Wirkens zu geben. Leider ist, abgesehen von kleineren populären Lebensgeschichten des „alten Vincke“, in denen Anekdoten aus seinem Leben, teils wirklich geschene, teils gut erfundene, die größte Rolle spielen, noch keine wissenschaftliche Biographie des großen Mannes erschienen, während sein noch größerer Freund, der Minister von Stein, zwei Biographen schon gefunden hat. Das Leben Vinckes, das E. von Bodelschwingh nach seinen Tagebüchern bearbeitet hat, ist leider ein Torso geblieben, da es nur bis zum Jahre 1816 reicht. Doch bietet es uns für die religiöse Charakterbildung aus seinen gewissenhaft geführten Tagebüchern reichen Stoff.

Die Selbstbiographie ist als Geschichtsquelle, wie Prof. D. Grünmacher in seiner Rektoratsrede über „die Bedeutung der Selbstbiographie für die Geschichte der christlichen Frömmigkeit“ (1925) sagt, von hohem Interesse.

Mag es sich nun um Memoiren oder Tagebücher handeln, mag eine Persönlichkeit mehr ihr äußeres Leben oder ihren inneren

Werdegang schildern, es wird uns in jedem Falle unmittelbar anschaulich, wie ein nicht gewöhnlicher Mensch mit dem eigenen Leben fertig wird.

Wer über sein Leben nachdenkt und sein Erleben beschreibt, wird um so tiefer sein Ich uns erkennen lassen, je ehrlicher er es meint, und so können wir bei Vinckes Tagebüchern stets eine ehrliche Selbstprüfung erkennen.

Friedrich Ludwig Wilhelm Philipp Freiherr von Vincke wurde am 23. Dezember 1774 in Minden als sechstes unter den zehn Kindern des Domdechanten Ernst von Vincke und der Luise Sophie von Buttler geboren, so daß im Jahre 1924 sein 150. Geburtstag gefeiert werden konnte, wobei seine jüngste Tochter als die einzigüberlebende von 14 Geschwistern noch bei der Feier in Münster zugegen war. Während die Eltern im Winter in Minden lebten, nahmen sie im Sommer ihren Aufenthalt meist auf dem Familiengut Ostenwalde bei Melle in einer von der Natur reich ausgestatteten waldigen Gegend, die schon früh des Knaben Sinn für die Natur weckte, der ihn später zu seinen vielen Reisen zu Fuß und Pferd angetrieben hat. Daß bei der häuslichen Erziehung, bei der die Eltern durch Privatlehrer unterstützt wurden, alles Notwendige geschah, bezeugt der dankbare Sohn seinen Eltern und Lehrern an vielen Stellen seines Tagebuches. Die Mutter erfüllte die höchste Aufgabe der Frauen und Mütter, indem sie durch eigenes Beispiel den Keim einer tiefen Frömmigkeit und eines warmen Mitgefühls für fremde Not in die Herzen ihrer Kinder legte, der, zur schönen Frucht festen und unerschütterlichen Gottvertrauens und echter Nächstenliebe erwachsen, auch unsern Vincke unter allen Wechselfällen seines bewegten Lebens bis ans Ende begleitet hat. So ist es nicht zu verwundern, daß der Pastor Lehzen in Hannover, dem der zehnjährige Knabe zur Erlernung der englischen Sprache in Pension gegeben war, ihn rühmt als ein gutes, wegen seines Geistes und Herzens liebenswürdiges Kind. Seine wissenschaftliche Allgemeinbildung erhielt er vom 15. bis 18. Lebensjahre auf dem Pädagogium der Franckeschen Stiftungen in Halle, das unter dem Kanzler Niemeyer in hohem Ansehen stand, und dem besonders auch die Söhne des Adels zugeführt wurden, z. B. Bodelschwingh und Bassewitz. Die dortige Sitte, daß die Schüler ein Tagebuch führten, hat er sich angeeignet, wie

er sagt, nicht der Lehrer wegen, sondern einzig und allein für sich selbst, und zeitlebens beibehalten. Schon hier hatte er den Vorsatz, anderen Menschen nützlich zu sein, den er durch Gewährung von Vorschüssen an seine Mitschüler ausführte, aber nur, wenn er sie in ihren Verlegenheiten aufrichtig fand. Bei seinem Abgang wird sein gutes Betragen, sein musterhafter Fleiß, seine Offenheit und sein zartes Gefühl für alles, was gut und groß ist, gerühmt und ihm die erste Stelle unter allen Zöglingen zuerkannt. Auch das Hallische Waisenhaus, das eigenste Werk des glaubensstarken Pietismus, war unter dem Urenkel Franckes in die Bahnen der Aufklärung geleitet worden. Während Vincke also in Halle unter dem Einfluß des damals herrschenden Rationalismus stand, versetzte ihn sein Aufenthalt in Marburg, wo er Jura und Kameralia studieren wollte, und im Hause des Professors und Hofrats Johann Heinrich Jung genannt Stilling wohnte, in eine ganz andere Welt. Jung-Stilling, wie dieser gewöhnlich genannt wird, 1740 in dem Dörfchen Grund bei Hilchenbach, im damaligen Fürstentum Nassau-Siegen, geboren, aufgewachsen unter den „Stillen im Lande“, die sich in der dürren rationalistischen Zeit an der Bibel und den alten guten Erbauungsbüchern nährten, hatte ein wechselvolles Leben geführt, bald in Schneiderwerkstätten, bald in Hauslehrerstellen sein Brot suchend, bis es ihm in seinem 28. Lebensjahre gelang, in Straßburg Medizin zu studieren. Dort machte er die Bekanntschaft Goethes, der, wie Vilmar in seiner Literaturgeschichte sagt, ihm die Hand geführt hat bei seiner Selbstbiographie, besonders bei dem ersten und vollendetsten Teile von seiner Jugend und Wanderschaft, „in dem eine Wahrheit und Tiefe der Empfindung und christlichen Erfahrung zu finden ist, wie kaum in einem anderen Werke unserer Literatur“.

Nachdem er kurze Zeit in Elberfeld Arzt gewesen und durch seine zahlreichen Staroperationen berühmt geworden war, folgte er einem Ruf als Professor nach Kaiserslautern, dann nach Heidelberg und zuletzt nach Marburg. Zugleich wirkte er als erbaulicher Schriftsteller in einer reichgesegneten Tätigkeit. Er hielt es für seine eigentliche Lebensaufgabe, die Gedankenlosen und Zweifler zum Nachdenken über christliche Fragen, besonders über das Jenseits zu erwecken und eine Gemeinde des Geistes zu sammeln. Sein Haus war der Sammelplatz für viele hervorragende Menschen

der christlichen Welt. Kein Wunder, daß der tägliche Umgang mit diesem Manne auch für den jungen Vincke nicht nur für die Dauer der Universitätszeit, sondern für sein ganzes Leben von entscheidendem und sehr wohlthätigem Einfluß war. Daß das Verhältnis ein gegenseitiges war, und auch Jung-Stilling schon früh den inneren Wert seines Schüglings erkannte, darüber ist in Stillings Leben ein klares Zeugnis vorhanden, indem er schreibt: „Seit einiger Zeit studierte hier ein junger Kavaliere v. Vincke, er gehörte unter die vortrefflichsten Jünglinge, die jemals in Marburg studiert haben.“ Davon zeugt auch eine lange Reihe von Briefen, die der vielbeschäftigte Mann dem jungen Freunde schrieb. In einem derselben lesen wir: „Daß wir Sie alle unaussprechlich lieb haben, davon sind Sie überzeugt. Für alles das Gute, das Sie bei uns und wir von Ihnen genossen haben, wollen wir uns untereinander nun nicht mehr danken, sondern uns alle durch ferneres Guteswirken, wo wir sind und wo wir hinkommen, dankbar gegen den bezeugen, der der Urheber alles Guten ist.“

Wenn nun auch Jung-Stilling, dieser ausgeprägte Mystiker, mit seinem lebendigen christlichen Glauben und der daraus entspringenden werktätigen Liebe einen nachhaltigen Einfluß auf den jungen Vincke geübt hat, so war doch seine ganze Natur so gesund und praktisch veranlagt, daß er von dem Schwärmerischen, dem jener Gelehrte in seinen Schriften aus der Geisterwelt huldigte, sich stets fern hielt. Oftmals war er Zuhörer solcher Unterhaltungen, besonders, wenn Geistesverwandte in dem Hause verkehrten.

Zu diesen gehörte auch Johann Kaspar Lavater, der bekannte Prediger in Zürich, der ein System der Physiognomik ersann, aber auch durch seine Schweizerlieder und religiöse Poesie bekannt ist. Vor allem war er eine tiefreligiöse Natur und ein feuriger Redner, von dem ein Zeitgenosse bewundernd schreibt: „Er spricht mit erstaunlichem Feuer und einem daherrauschenden Strom der Worte.“ Goethe, der ihm, wie Herder und selbst der Jude Mendelssohn wert und zugetan war, schreibt an ihn: „Es erhebt die Seele, wenn man dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit deinem eigenen hochroten Trank schäumend füllen und den Trank der Begeisterung schlürfen sieht.“ Die Ideen der neuen Zeit vermischten sich in ihm in einzigartiger

Weise mit den stärksten Glaubensgefühlen. Mit Jung-Stilling verband ihn sein Streben, der Welt das Geisterreich zu erschließen, wie er es in seiner berühmtesten Schrift „Aussichten in die Ewigkeit“, einem Seitenstück zu Jung-Stillings „Heimweh und Blicke in die Geisterwelt“ versucht hat.

Im Juli 1793 sah ihn Vincke bei der Rückkehr von Kopenhagen in Jung-Stillings Hause. Wie tiefen Eindruck Lavater auf den Studenten gemacht hat, davon läßt uns sein Tagebuch etwas ahnen: „Habe ich mich je angenehm getäuscht gefunden in irgend einem Manne, von dem ich mir eine Idee machte, ehe ich ihn sah, und habe ich es je empfunden, welsch ein großes, inniges Vergnügen es ist, einen großen Mann bei wirklicher Bekanntschaft weit vortrefflicher zu finden, als man ihn sich vorher dachte, so war dies gewiß heute der Fall. Statt eines pietistischen Kopfhängers, mystischen Schwärmers fand und bewunderte ich einen äußerst scharfen Denker, einen Mann von viel Weltton, von seltener Liebenswürdigkeit, voll Wohlwollen, Nachsicht und Duldung gegen alle Menschen, seine Feinde und heftigen Verfolger nicht ausgeschlossen. Zugleich aber erkannte ich in ihm den strengen, warmen Christen von Geist und Herz, der die Sache des Christentums uns teuer und wert macht, indem er sie mit hohem Enthusiasmus verfißt. In der letzten Beziehung gebe ich zu, daß er zuweilen etwas Schwärmer wird, er bleibt aber immer ein sehr liebenswürdiger Schwärmer, welcher die Grenzen einer vernunftmäßigen Schwärmerei selten verläßt. Unter vernunftmäßiger Schwärmerei verstehe ich aber den hohen Grad von Enthusiasmus, welcher die Handlungen eines Mannes von erhabenem Geist und echtem Seelenfeuer charakterisiert, die Schwärmerei, welche für Lavater nötig war zur Erreichung seines großen Zweckes, ohne welche er so viel, so kräftig nicht würde haben wirken können. In dieser Hinsicht — dünkt mich — läßt sich die fanatische Schwärmerei sehr wohl von einer vernunftmäßigen unterscheiden.“

Als Lavater am folgenden Morgen um 4 Uhr abreisen wollte, stand Vincke um 3 Uhr auf, um noch eine Stunde seinen Umgang zu genießen. So sehr hatte es dieser Mann ihm angetan, daß er in sein Tagebuch schrieb: „Die kurze Bekanntschaft des mir sehr verehrungswürdigen Mannes wird wahrscheinlich in meinem ganzen Denksystem große Veränderungen bewirken und dieses erhält da-

durch vielleicht eine ganz neue Richtung, welche aber, vermag ich noch nicht zu beurteilen, da ich noch nicht alles gehörig überdachte und mit mir vereinigen konnte.“ In dieser Stimmung las er Stillings „Heimweh“, „ein mich äußerst interessierendes Buch“, wie er in seinem Tagebuch sagt, „trefflichen Inhalts und herrlicher Schreibart, ganz der gegenwärtigen Stimmung meiner Seele angemessen; denn nachdem ich nun so lange gezweifelt über die mich am meisten interessierenden Probleme von der Unsterblichkeit der Seele und dem Dasein Gottes, der Willensfreiheit solange vergebens nachgegrübelt habe, ohne darüber von meiner Vernunft Gewißheit erhalten zu können, da ich auch in der hochgepriesenen Kantischen Philosophie vergebens nach Überzeugung gesucht habe, so hielt ich es für das Ratsamste, nun ganz und gar zur Bibel zurückzukehren, ihre Zusicherungen als wahrhaft und göttlich anzunehmen, zu glauben, daß alles so ist, wie sie es uns darlegt, obgleich mir manches unerklärbar bleibt. Denn das ist doch etwas, woran man sich halten kann, ein fester Grund, besser als stolze Sicherheit, die sich doch in Zweifel und Ungewißheit auflöst.“ In diesen Gedanken fand er sich mit seinem gleichgesinnten Freunde Werth zusammen (dem späteren Generalsuperintendenten in Detmold), der auch Lavater sehr verehrte und dem Vincke über seine Erlebnisse Bericht erstattete. Nachklänge dieser Tage finden sich noch öfter in seinem Tagebuch, indem er den Faden jener Gedanken fortspinnet:

„Was ist Schwärmerei überhaupt anders als ein hoher Grad von Empfindung, und wozu bedarf es denn immerdar ganz deutlicher klarer Begriffe, wenn man mit weniger aufgehellten und unbestimmten Begriffen, aber mit warmem, empfindendem Herzen mehr und tätiger wirkt als mit der ganz hellen, vorurteilsfreien Vernunft, aber darüber erkalteten Wärme des Herzens? Die Natur der Dinge bringt es nun einmal mit sich, daß bei der vollkommensten Reinheit und Bestimmtheit der Begriffe, die vorher zum Handeln bestimmte Wärme des Herzens zur unwirksamen Kälte erstirbt. Über dem Geschäft der Purifikation geht wenigstens immer soviel Zeit hin, daß das Herz kalt wird, nun erst lange mit der ruhigen kalten Vernunft ratschlagt, ob es handeln soll, und dann träger und lässiger die Handlung vollbringt, deren Wirkung nun unmöglich noch so erwünscht sein kann. Eine solche Schwärmerei, die vom Fanatismus wesentlich verschieden, ist

besonders der praktischen Religion sehr zuträglich und unentbehrlich, um so unsere Handlungen lebendig werden zu lassen. Schwärmerei versetzt uns immer in eine angenehme Lage und macht uns den Gegenstand teuer und wert, der sie veranlaßt. In der Religion ist sie das Süßeste, das sich denken läßt, und nötig bei den Wahrheiten, die sich nicht durchaus bestimmt ergründen lassen, um sie durch dunkles Ahnen zu unterstützen.“

Aus alledem geht für uns hervor, daß der junge Vincke, wenn er von Schwärmerei redet, das meint, was wir heute Mystik nennen. Es ist ihm schwer geworden, sich von der rationalistischen Begriffswelt zu emanzipieren, aber er steht nun im Zeichen der Mystik, nur daß es ihm bei seiner praktischen Lebensrichtung auch hier auf das sittliche Handeln, das Gutestun ankommt.

Die fromme Sitte seiner Kindheit, sich vor dem Schlafengehen Gottes Gnade zu befehlen, hat der Student stets beibehalten und alles Gemeine, wo es in dem wüsten Studentenleben ihm nahe, mit Unwillen zurückgewiesen. In Marburg hat er regelmäßig den Gottesdienst besucht und sich in seinem Tagebuch nachher über den Hauptinhalt und den Grad der Erbauung Rechenschaft gegeben. Als er dann später in Erlangen studierte, sind es besonders die praktischen Predigten Seilers, die er rühmt wegen ihrer Beziehungen zu einem werktätigen Christentum. Es war ihm ein Bedürfnis, sonntäglich den Gottesdienst zu besuchen, und das freute ihn besonders bei seiner Tätigkeit in Potsdam 1809, daß er sich sonntags an den Predigten von Bischof Eylert und seinem Freunde Natorp erbauen konnte.

Als er 1813 im Exil war, schreibt er am Sonntag, den 6. Juni: „Mit Widerwillen begleitete ich Ernst nach Godesberg. Ich reise so ungern am Sonntag Morgen, und nun gar am ersten Pfingsttage, heute, wo meine Eleonore gewiß in Mengede in der Kirche ist, und ich hätte so gerne mein Gebet mit dem ihrigen vereinigt zur gleichen Stunde, am gleichen Orte. Doch geschah es in meiner Andacht, als wir am Borgebirge etwas zu Fuß gingen und ich mich allein machen konnte, mit warmer Inbrunst.“ Seit 1810 war er mit Eleonore von Syberg vermählt und führte mit ihr ein stilles Leben auf Haus Ickern, von wo er sonntags die Kirche in Mengede besuchte, der er auch einen schönen silbernen Abendmahlskelch geschenkt hat.

In Eleonore von Syberg zum Busch fand er 1810 eine gleichgestimmte Seele, ein edles zum Wohltun bereites Herz mit tiefer Frömmigkeit. Und als sie ihm das erste Kind, seinen Sohn Georg, 1811 bescherte, fließt seine Seele bei dem Rückblick auf das Jahr 1811 über von Dank.

Mit ihr feierte er am 9. März 1812 das Heilige Abendmahl in der Kirche zu Mengede, worüber er schreibt: „Ich erneuerte meine guten Vorsätze, und Gott wird mir helfen, sie auszuführen. Ich stärkte das Vertrauen auf ihn, das allein bei dem Blick in die dunkle Zukunft mir Mut und Fassung geben kann.“

Bei dem Rückblick auf das Jahr 1812 schreibt er am Neujahrstage: „Ich ging zur Kirche in Mengede, wo Pastor Tewaag recht gut redete. Wenn ich das abgelaufene Jahr mir vergegenwärtige, wieviele Veranlassung finde ich darin zum lebhaftesten Danke gegen den Schöpfer für so vieles mir gewordene Gute gegen so geringes Übel. Das allgemeine Leiden der Zeit freilich traf auch uns, aber wir haben es doch noch mit heiler Haut überstanden. — Wir kämpfen zwar noch mit Sorgen und Verlegenheiten, aber sie werden auch stets glücklich gehoben. Wir haben uns äußerst zu beschränken gelernt. Was ich immer wieder beklagen möchte, ist, daß mir so wenig Gelegenheit geworden, für anderer Menschen Glück zu arbeiten, selbst in meiner nächsten Umgebung bot sie sich seltener dar.“

Am seinem 40. Geburtstage ist sein Herz voll Lob und Dank. „Gott schenkte mir ungestörte Gesundheit, und seit der Wiedervereinigung mit meinen Leuersten im häuslichen Kreise reichen Ersatz für viele Mühseligkeit, auch das Wiedersehen aller meiner Geschwister, vieler lieben Freunde, einen ungetrübten, inneren Frieden, am meisten aber die glückliche Wendung der Dinge. Denn das alte Jahr (1814) brachte der Welt Befreiung von einem Ungeheuer, ein Ende des großen Strafgerichts; überall Rückkehr in die alte oder bessere Ordnung, und mir gab es Arbeit in Hülle und Fülle, aber frohen Mut dazu. Auch ward mir für die Arbeitslast viel süßer Lohn in dem Bewußtsein strenger Pflichterfüllung, in der Überzeugung, manches Gute für das Ganze und viele einzelne gewirkt zu haben, auch mancher frohe Dank. Gott sei Ehre für alles Gute, und an ihn richte ich heute mein Gebet, der Welt, dem Vaterlande das fest begründete Wohl zu erhalten,

mir und meinen Lieben Gesundheit, mir Gelegenheit zu fernerer nützlicher Wirksamkeit zu schenken.“

Seinen 42. Geburtstag begeht er mit folgenden Gedanken: „Wiederum ein Jahr meines Lebens dahin — ein mühevoll, sorgenvolles Jahr. Gott schenkte mir Kraft und Mut, bei ungestörter Gesundheit vieles zu leisten, er verlieh mir reiche Entschädigung im häuslichen Leben, wenn schon das Übermaß von Glück diesem nicht werden sollte — ich leistete, was ich konnte, ich blieb im Grundsatz treu der Wahrheit gegen Freund und Feind. Hoffentlich führt mich dieses Jahr wieder nach dem lieben einsamen Ickern, Kräfte zu erhalten und zu sammeln für kommende bessere Zeiten. William Penns Lebensregeln:

1. Tue nichts gegen dein Gewissen;
2. Lege alles, was du vornimmst, auf guten Grund und wähle die rechte Zeit dazu;
3. Laß dich durch Hindernisse nicht außer Fassung bringen; sollen auch die jedes Beamten sein. Gottlob, die meinen sind sie gewesen, und ich habe mich wohl dabei gefunden.“

Auf Grund dieser religiösen und sittlichen Anschauungen suchte er in seiner Verwaltung die Verhältnisse zu bessern. Das zeigt am deutlichsten seine 1809 verfaßte Denkschrift „Über Zweck und Mittel der preussischen Staatsverwaltung“. Wir heben daraus besonders die Organisation des Schul- und Kirchenwesens hervor. „Wie sehr und höchst allgemein es hier nothut, wie groß das Mißverhältnis ist unserer nur eben handwerksmäßig betriebenen Unterrichts-Anstalten der Jugend und Erwachsenen zu unseren gegenwärtigen Bedürfnissen, und das nicht bloß für die äußerst verwahrlosten niederen Stände, sondern auch für die höheren, trotz allem Aufwand von Bildungsanstalten, welche bisher allein für diese zu existieren schienen, dies bedarf wohl keiner näheren Ausführung. Hauptsächlich dürfte erforderlich sein:

a) für den öffentlichen Unterricht die planmäßige hierarchische Ordnung der verschiedenen Schulanstalten usw.

b) die Wiederherstellung der Würde und des Ansehens der Religion: sie ist das einzig zureichende Gegenmittel gegen den hochberauschten Egoismus des Zeitalters. Dem Staat kann es wohl gleichgültig sein, zu welcher Konfession seine Untertanen und seine Beamten sich bekennen, aber er fordere sehr bestimmt und

unabweichlich, daß sie zu einer sich bekennen, und dieses der Tat, nicht bloß dem Namen nach; er dulde keinen, der sich von aller Religiosität losjagt, er beweise in allen Dingen, daß Religion ihm wert ist, er belebe den Sinn dafür und mache mit unerbittlicher Strenge es den Beamten zur Pflicht, diesem mit Beispiel vorzugehen, wie sie bisher das Beispiel der Gleichgültigkeit, Verachtung, Verspottung so häufig abgaben, ungeachtet des erhabenen Beispiels, welches der König selbst und die königliche Familie darin gaben. Ob nicht auch die Religionslehre einer erneuerten, von ihren würdigsten Lehrern verfaßten, vom Staate sanktionierten Glaubensvorschrift bedürfen möchte? Es kann dem Staate doch unmöglich gleichgültig sein, wenn jeder Prediger seine Privatmeinung statt der angenommenen Lehrform willkürlich aufdringt, diese dann mit jedem Lehrerwechsel verändert, die Gemeinde zuletzt in völlige Ungewißheit und Schwanken gerät, nachdem alles zerstört worden, was ihr Religion war. Wenigstens aber bleibt immer notwendig die Verherrlichung der Gottesverehrungen, die Beredlung der kirchlichen Gebräuche, die Erhebung des geistlichen Standes zur Würde und Achtung wirklicher Staatsbeamten, die ökonomische Verbesserung desselben, die Anstrengung desselben zu mehrerer bestimmter Amtstätigkeit, die jetzt so ganz erschlappt, der größere Teil der Prediger allerdings unnütze Knechte, in der eigentlichen Bestimmung, sich der Bildung des Volks, insbesondere durch den alleinigen Religions-Unterricht der Jugend, zu widmen, ganz Null ist. Daher auch strengere Kontrolle derselben mit aller Dummheits- und Schwachheits-Toleranz und Ergänzung der Subjekte, welche aus der verjährten Trägheit und verlogenen Stumpfheit sich nicht mehr zu erheben vermögen, durch bessere, ausgezeichnete Leute, welche im übrigen Deutschland doch noch und wohl eher als in unseren gegenwärtigen Provinzen zu haben sind. Endlich die Wiederherstellung der ganz geschwundenen Kirchenzucht.

c) Die Verbesserung des Schulunterrichts, die Erneuerung der Religiosität werden schon von selbst zur Sittlichkeit zurückführen, indem sie hierin ihren höchsten Zweck erfüllen! Der moralischen Verwirrung und Verwilderung wird ein Einhalt geschehen, der antiegoistische Charakter der Religion wird den Menschen ihren Seelenadel wiedergeben, den herzlose, vernünftelnde Afteraufklärung ihnen geraubt. Hierauf muß die Sittenverbesserung der niederen

wie der oberen Stände begründet, bei allen Verhältnissen die Sittlichkeit geschont und geehrt werden. — Durch Sittenzwangsgesetze und Anstalten läßt sich wenig oder gar nicht auf Ehrbarkeit, Sparsamkeit, Frugalität, Ordnungsliebe wirken, sie dürfen wenigstens nicht das Heiligtum der Häuser verletzen, aber die Zügelung der öffentlichen Niederlichkeit, die Sorge für äußeren Anstand ist gewiß recht dringend notwendig.“

Wie Vincke die Religion besonders nach ihrer praktischen Wirkung im Leben wertete, so legte er diesen Maßstab auch an die Konfession an, getreu dem Worte der Bergpredigt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Darum fällt er über das Paderborner Land, das „westfälische Irland“, wiederholt scharfe Urteile. Schon bei einer Reise 1793 beschäftigte ihn der unglückliche Zustand des Landes, den er mit den kurzen, treffenden Worten schildert: „Hardehausen — fette Mönche und gutes Bier.“

1794 sieht er bei seiner Wiener Reise den Reichtum und das Leben in den Abteien Ebrach und Banz, worüber er seinem Unmut kräftigen Ausdruck gibt: „70 bis 80 Mönche, welche die Bewohner der ganzen umliegenden Gegend mit ihrem sauern Schweiß feist machen müssen.“

Bei Gelegenheit einer Charakteristik der Provinz schreibt er 1804 über das Paderborner Land: „Daß die Bewohner dieses Landes durchaus katholischen Glaubens sind, wodurch der Geldwert von 34 Arbeitstagen, außer abgesetzten, aber noch viel gefeierten Festtagen, jährlich mehr als in einem protestantischen Lande bei nur etwa 60 Sonn- und Festtagen verloren geht; daß die Paderborner in 7 Klöstern noch ein zahlreiches Mendikantenheer ernähren müssen, welches, wenn nicht den Staatskassen, doch dem Staatsvermögen sehr lästig fällt, und deren baldige Auflösung um so mehr zu wünschen bleibt, als es Zweck ihrer Bestimmung und Bedingung ihrer Existenz ist, die Menschen in Dummheit und Stumpfheit zu halten, und allen wohlthätigen Maßregeln der Regierung in dem undurchdringlichen Geheimnis des Beichtstuhls kräftig entgegenzuwirken, weil sie darin ihre eigene Existenz bedroht sehen; dabei darf man sich nicht wundern, daß die Einwohner in allen Klassen auf einer sehr niedrigen Stufe der intellektuellen und moralischen Kultur stehen.“ Trotz dieser echt protestantischen Anschauung war er doch weit entfernt, eine ein-

seitige konfessionelle Stellung in seiner Verwaltungspraxis einzunehmen, vielmehr drängte er auf eine gerechte, paritätische Behandlung des katholischen Volksteils. Dies spricht er bei der Bildung der Provinzialstände 1816 deutlich aus: „Die große Mehrzahl der Einwohner jenseits der Weser ist der katholischen Konfession zugetan, und darin allerdings ein Hindernis ihrer Aneignung begründet, welches die allersorgsamste Behandlung erfordert. Es ist vor allem dringend, die Verhältnisse mit dem päpstlichen Stuhle fest zu bestimmen (Konkordat?), das Diözesanwesen zu regulieren, den Kultus gehörig zu dotieren und insbesondere auf Bildung tüchtiger Pfarrgeistlichen durch Verbesserung der Unterrichtsanstalten tätigest Bedacht zu nehmen. In katholischen Ländern wird immer die Gesinnung und Anhänglichkeit der Geistlichkeit die des Volkes bestimmen; ist jene gewonnen, so wird es auch mit dieser wenig schwierig sein und so wird auch erst auf diese durch gute Schulanstalten erfolgreich zu wirken sein. Sehr wünschenswert ferner wird es, daß durchaus kein Unterschied in der Behandlung katholischer und protestantischer Einwohner bemerklich werde: es ist jenseits des Rheins bitter empfunden worden, daß gar kein Präsident, wenige Räte katholischer Konfession angeordnet werden, bei Organisation der Justiz wird dieser Übelstand vermieden werden können, es wäre zu wünschen, daß dazu die katholischen Räte in den alten Provinzen aufgesucht werden möchten. Es ist nicht weniger aufgefallen, daß es gar keinen preußischen Minister, gar keinen Gesandten katholischer Konfession gibt; man hegt sogar die verderbliche Meinung, daß des Königs Majestät den Katholiken persönlich abhold wären! Es ist gewiß sehr zu wünschen, daß auf jede Weise diesem Argwohn und Mißtrauen entgegengearbeitet und irgend brauchbare Männer katholischer Konfession benützt, ausgezeichnete Männer, wie z. B. der Domedchant v. Spiegel in Münster, Domherr v. Kesselstadt in Trier, deren Gesinnungen erprobt sind, ausgezeichnet angestellt werden mögen.“

So duldsam Vincke war und so bereit, Gerechtigkeit walten zu lassen, so mutig trat er doch allen ungerechten Ansprüchen des Klerikalismus entgegen. In diese Notwendigkeit wurde er durch die Verordnung des Münsterschen Generalvikars Klemens August von Droste-Bischoering versetzt, welche allen Theologen des Bistums

verbot, außerhalb Münster zu studieren, womit er den Professor Hermes und den Hermesianismus in Bonn treffen wollte. Vincke erklärte diese Verordnung für nichtig und mußte, weil der geistliche Fanatiker sich nicht fügen wollte, den harten Befehl der Staatsgewalt vollziehen, die theologische Fakultät in Münster zu schließen, die er als treuer Westfale gehegt und gepflegt hatte.

Droste legte infolgedessen sein Amt nieder, um später 1835 wieder eine für den preußischen Staat so verhängnisvolle Rolle zu spielen, der Kultusminister Altenstein schlug auf die empfehlende Denkschrift Schmeddings Droste-Bischering, „diesen Engel des Friedens“, als Nachfolger des milden Erzbischofs Spiegel auf dem Kölner geistlichen Stuhle vor. Vincke, der Droste von seinen früheren Kämpfen her kannte, äußerte schwere Bedenken. Aber der Minister sagte, er habe keinen anderen Kandidaten in Preußen finden können, und setzte sehr zuversichtlich hinzu: „Der Himmel hat es bisher gut gestaltet, und ich hoffe, es soll auch fernerhin gut gehen.“ Wie sehr der Oberpräsident von Westfalen mit seinen Besorgnissen im Recht war, zeigte sich bald, als Droste den Misch-ehenstreit begann und in seinem Widerstand gegen die Staatsgewalt so weit ging, daß er von seinem Amte entfernt wurde. Vincke blieb sich in seinem Charakter stets gleich, gerecht gegen Katholiken wie Protestanten, freimütig gegenüber Maßnahmen von Berlin, die ihm verkehrt erschienen, aber stets das Recht und Wohl des Staates vor Augen, so wurde er von Katholiken wie Protestanten verehrt.

Haben wir bisher das religiöse Denken des Oberpräsidenten v. Vincke kennen gelernt, so wollen wir nun sein soziales Wirken betrachten.

Bei all seinen Reisen suchte er Land und Leute zu studieren und alles zu dem Zweck, der ihm von Jugend an vor schwebte, wie er schon als Schüler von Halle 1791 schreibt: „Denn, teuerster Vater, aufrichtig gesagt, ist nicht sowohl eine sehr ausgebreitete, als eine sehr nützliche, und besonders meinem lieben Vaterlande nützliche Tätigkeit mein lebhafter Wunsch.“ Seine soziale Gesinnung kommt in seinen Tagebüchern immer wieder zum Ausdruck. Als er 1793 hessische Bauern sah, die fronen mußten für ihren das Geld aufhäufenden Landesherrn, gibt er seinem Unmut recht kräftigen Ausdruck und empfindet Scham bei dem Anblick der Armen.

„Ich schämte mich, daß ich so unbeschäftigt spazieren ging; ich schämte mich des feinen Tuchs meines Rockes im Vergleich mit jenen, die (im Hartmonat) in Leinwand gehüllt waren; ich schämte mich des guten Mittagmahles, das meiner wartete, während jene ihr Stück trockenes Brot mit Käse schluckten; genug, ich ging beschämt aus diesem Kreise, mit dem ernstern Vorsatz, in meinem künftigen Leben durch die größte Einfachheit in Speise und Kleidung alle meine jeßigen unverschuldeten Sünden wieder abzubüßen, und, was ich auf solche Weise ersparte, zur Förderung des Wohls meiner Mitbrüder zu verwenden.“

Sein Mitgefühl wurde besonders tief erregt, als er 1792 vom Lazarett der kranken hessischen Soldaten hörte, wo grenzenloses Elend herrschte. „179 Kranke auf Stroh gelagert, unbedeckt, 20 bis 30 aus einer Medizinpulle getränkt, und das sei der einzige Aufwand dieses sogenannten Landesvaters für seine, durch seine Schuld erkrankten Kinder, Wasser und Brot ihre kümmerliche Nahrung. Denn es soll durchaus nichts kosten, lieber ein Mensch umkommen, als ein Gulden aus des reichen Fürsten Kasse.“ „O,“ ruft er aus, „der abscheulichen Härte und Unmenschlichkeit!“ Wohin sein Weg ihn führt, besucht er Wohlthätigkeitsanstalten. Als er 1793 nach Würzburg kommt, fesselt das Julius-Hospital seine Aufmerksamkeit, aber er ist von dem, was er sieht, nicht befriedigt, weil für das viele Geld zu wenig geleistet und die Faulheit befördert wird. Das folgende Jahr 1794 führt ihn nach Wien, wo er das große Josephinische Bürgerhospital und das Irrenhaus besichtigt, welches sich vor dem Irrenhause der Berliner Charité vorteilhaft auszeichnete. „Ich betrat,“ heißt es, „dieses Gebäude nicht ohne Schauder; aber wie angenehm fand ich mich getäuscht durch die treffliche Einrichtung. Es war ein seliges Gefühl für mich, zu sehen, wie der leidenden Menschheit hier so zweckmäßig geholfen wird; wie man hier darauf bedacht ist, nicht nur die menschliche Gesellschaft vor der Wut dieser allerunglücklichsten Menschen zu bewahren, sondern auch sie ihr als nützliche Mitglieder zurückzugeben, sie aus Tieren zu Menschen zu machen.“ Auch andere Wohlthätigkeitsanstalten werden mit gleichem Interesse besichtigt. „Denn,“ so sagt sein Tagebuch, „Armen-, Kranken- und Schulanstalten, auch Zuchthäuser, gehören für mich auf meinen Reisen zu den allerwichtigsten Gegenständen, denn daran fehlt es

noch in so vielen Orten, und durch wohleingerichtete Anstalten dieser Art kann man seinen Mitmenschen besonders deshalb sehr nützlich werden, weil sich so wenige darum bekümmern, es ihres Interesses für unwürdig halten, weil sie selbst keinen unmittelbaren Vorteil für sich daraus absehen oder auch die unangenehmen Eindrücke scheuen, welche doch immer damit verknüpft sind; aber wem die Beglückung seiner Mitmenschen am Herzen liegt, der muß auch gern und willig den Schmerzszenen sein Auge und Ohr nicht verschließen.“

Wieder zeigt sich sein soziales Empfinden in kirchlicher Beziehung, wenn er über die Konfirmation seiner jüngsten Schwester in Buer seiner Freude Ausdruck gibt über die Tatsache, daß sie nicht allein, sondern mit den andern Kindern zugleich konfirmiert wurde.

Entsetzen erweckt in ihm der Anblick der Arbeiterwohnungen bei den Webereien in Zinna 1795. „Man kann sich nicht leicht eine Vorstellung von dem Elend machen, das in den Wohnungen herrscht. Betten sind eine Seltenheit, der feuchte Boden dient als Lagerstätte und wenige Lumpen decken die Blöße.“

Durch alle diese Vorbereitungen war Bincke wohl disponiert für das Dezernat für Gefangenen-Wohltätigkeitsanstalten und Armen-sachen, das er 1799 bei der Kammer erhielt.

Dies führte ihn zu dem Plane der Errichtung eines Landarmenhauses für Westfalen, nach dem Vorbild desjenigen zu Halberstadt. Er verfolgte diesen Plan mit großem Eifer und hatte dafür zunächst das sog. Fraterhaus in Herford im Auge. Doch der Krieg stellte sich der Ausführung entgegen und erst nach 20 Jahren war es ihm vergönnt, eine solche Anstalt in erweitertem Umfang zur Ausführung zu bringen. 1800 verweilte er in Hamburg auf der Reise nach England mehrere Tage, um die dortigen Wohltätigkeitsanstalten kennen zu lernen. In England wollten ihm die Kirchen-, Schul- und Armen-Einrichtungen im allgemeinen nicht gefallen. Um so mehr bewunderte er das prachtvollste Gefängnis in Chester, das er je gesehen, ausgeführt nach dem neuesten Prinzip — die Beamten und die Ökonomie im Mittelpunkt und die Gefängnisse im Halbkreis herum, so daß die Beamten alle Gefangenen von einem Punkte aus stets übersehen können. Dies Gefängnis ist ein Palast, der 70 000 Pfd. kostet.

Seitdem beschäftigte ihn der Plan des Zuchthauses in Herford, das mit dem Landarmenhanse und einer Irrenanstalt in Verbindung kommen sollte.

1804 richtet er die Bitte an den König, Marienfeld (ein Kloster im Bistum Münster) mit 10000 Taler Fonds zur Irrenanstalt für Westfalen zu schenken. Er sagt dabei: „Eine große Arbeit ziehe ich mir dadurch zu. Aber wie trefflich wird sie mir gelohnt durch das Vergnügen, etwas zum Wohle der unglücklichsten Menschenklasse beizutragen, und wenn dadurch auch nur einer den Gebrauch seiner Vernunft wiedererhielte.“

Im weiteren folgen wir der Festschrift „Die Selbstverwaltung Westfalens 1909“. Freiherr v. Stein beauftragte schon 1803 den damaligen Landrat von Minden, Freiherrn v. Vincke, „weil er die zur Milderung des Elends bestimmten Anstalten zum Gegenstand seiner vorzüglichen Aufmerksamkeit auf seinen Reisen gemacht habe“, einen Plan zur Errichtung eines Irrenhauses zu entwerfen, während der Medizinalrat Dr. Borges in Münster den „medizinischen Plan zur Verpflegung der Kranken“ beibringen sollte. Die Zählung der Geisteskranken hatte 677 ergeben. Der Krieg führte aber eine Stockung in den begonnenen Arbeiten herbei, und es wurde 1812 bestimmt, daß das Gebäude des aufgehobenen Kapuzinerklosters zu Niedermarsberg zu einer Irrenanstalt eingerichtet werde.

Auch der Taubstummen nahm sich Vincke an. Das warme tatkräftige Interesse, das er allen sozialen Bestrebungen entgegenbrachte, zeigte sich darin, daß er zunächst die Zahl der Taubstummen feststellte. Es waren etwa 500 von jedem Alter und Geschlecht, darunter eine große Zahl Kinder. Nachdem so das Bedürfnis für die Gründung einer Bildungsanstalt für diese Armen offenbar geworden war, ruhte er nicht eher, als bis er das Ziel erreicht hatte.

1821 wurde die erste Taubstummenanstalt in dem nicht mehr benutzten Klostergebäude zu Kentrop bei Hamm eröffnet, aber schon 1822 nach Münster verlegt. 1831 wurden daraus zwei Anstalten, eine katholische in Büren und eine evangelische in Soest.

Ganz besonderes Interesse brachte der Oberpräsident v. Vincke der Fürsorge für die Blinden entgegen.

Er erwirkte der von Dr. Schmidt und Fräulein v. Mallinkrodt zu Paderborn 1842 gegründeten kleinen Privatblindenanstalt

im alten Kapuzinerkloster zu Paderborn eine Unterstützung, und seiner Fürsprache war es auch zu verdanken, daß der Anstalt das alte Archibgebäude zum Geschenk gemacht wurde. Binckes Absicht ging dahin, aus dem jungen Unternehmen ein großes Provinzialinstitut zu machen, und er war auf dem besten Wege, diese Absicht durchzuführen, als ihn am 2. Dezember 1844 der Tod ereilte. Der Gedanke lag nahe, die letzten Pläne Binckes nach seinem Tode zur Ausführung zu bringen und ihm damit ein unvergängliches Denkmal in einer nach ihm benannten großen Blindenanstalt zu setzen. Dr. Schmidt und Fräulein v. Mallinkrodt schlugen vor, eine Binckesche Blindenanstalt aus Mitteln der Provinz zu schaffen und das Institut zu trennen in eine katholische Abteilung zu Paderborn und eine evangelische in Soest. Der Abgeordnete der Ritterchaft von Bodelschwingh nahm diesen Gedanken auf und schlug dem Provinziallandtage vor, zur fortdauernden Erhaltung des Namens und Andenkens des Oberpräsidenten v. Bincke eine Stiftung zum Wohle der Blinden in der Provinz ins Leben zu rufen, die den schönen durch Bincke gewundenen Kranz milder Stiftungen vollenden sollte. Die Errichtung des Blindeninstituts wurde 1845 beschlossen und ein allerhöchstes Gnadengeschenk von 10000 Talern gestiftet zur Errichtung eines Blindeninstituts unter dem Namen „von Binckesches Blinden-Institut“, um, wie es in der Kabinettsorder vom 27. Dez. 1845 heißt, „das Andenken des Mannes zu ehren, der nicht allein um die Provinz, sondern um den Staat überhaupt in besonders aner kennenswerter Weise sich verdient gemacht hat“.

Dem Zusammenwirken Binckes mit dem Dr. Schmidt, der eine Hebammenschule in Paderborn 1830 leitete, hat auch die Provinzial-Entbindungs- und Hebammenlehranstalt in Paderborn ihre Gründung zu danken.

Als der König von Preußen dem Landeshospital in Paderborn das freigewordene Kapuzinerinnenkloster zum Besitz anwies, benutzte der Oberpräsident v. Bincke diese Gelegenheit, dort die Hebammen-Lehranstalt unterzubringen, und nun ging die alte Paderborner Anstalt in die neue größere auf.

Die Anstalt kam bald zu erfreulicher Blüte, die Bincke noch zu erleben vergönnt war. Während nun für die Geisteskranken gesorgt war, ebenso für die Taubstummen und Blinden, auch

arbeitscheue und heimatlose Arme im Provinzialarbeitsause zu Benninghausen ein Unterkommen fanden, fehlte es an einem passenden Asyl für unheilbar körperlich Erkrankte mit abschreckenden Leiden und Fallsüchtige. Um dieser Not abzuhelfen, regte der Oberpräsident v. Vincke 1833 die Einrichtung einer besonderen Anstalt bei dem Westfälischen Provinziallandtage an. Als nun durch die Aufhebung der Niederlassung der Franziskaner das Klostergebäude in Geseke 1834 verfügbar wurde, fand dort 1841 die Errichtung einer Pflegeanstalt statt, in der 120 Pfleglinge Aufnahme fanden und zwar im unteren Stockwerk die Männer, im oberen die Frauen, woraus dann später ein Landarmen- und Krankenhaus wurde. Überschaun wir dieses an sozialem Wirken reiche Leben, so können wir es nicht besser zusammenfassen, als in die charakteristischen wenigen Worte, die auf seiner Ruhestätte im Haine seines Gutes „Haus Busch“ zu lesen sind:

Pro aliis vixit.

Bücherschau.

Leich, R., Pfarrer in Harpen: **Glückauf**. Ein Heimatbuch für Bergleute. Witten a. R., Evang. Preßverband.

Das ist ein treffliches und sehr empfehlenswertes Buch, das aus Geologie und Geschichte, aus uralter und neuer schriftlicher wie mündlicher Überlieferung schöpfend über des Bergmanns Arbeit, Gefahren, Frömmigkeit, Sagenwelt und Tracht eine Fülle von Stoff bringt, aber zugleich einen poetischen Schein der Verklärung breitet, der den Leser nie ermüden läßt. Es ist ein hoher Genuß, in Leben und Denken eines so bedeutjamen Bruchtheils unsrer märkischen Bevölkerung zu sehen, wie es unsre Bergleute sind. Möchte das Buch dazu dienen, die gute alte Tradition unter den Bergleuten zu stärken, aber auch weithin die Sympathie für sie zu wecken. Vergessen wir doch nicht, daß auch Luther ein Bergmannssohn war. Den Schluß macht ein erbaulicher Artikel: „Brennende Lampen“. Voran aber steht der Bergmannspruch:

Schlegel und Eisen unsrer Wappen!

„Glückauf“ unsrer Gruß!

„Durch Nacht zum Ziel“ unsrer Ziel!

D. Rothert.

Bußmann, Ernst, Dr.: **Evangelisches Kirchenwesen in Recklinghausen und im Vest**. (Schluß.)

Das I. Bändchen dieser Geschichte der evangelischen Gemeinden in Recklinghausen haben wir im vorigen Jahrbuch besprochen. Jetzt ist das II. Bändchen — wiederum in der Vestischen Zeitschrift — erschienen. Und nun eröffnet sich ein Blick auf das wunderbare Anwachsen dieses Kirchenwesens, das alle Erwartungen bei weitem übertrifft. Im Jahre 1802 läßt der erste Evangelische auf vestischem Boden sich nieder. Der damalige Statthalter, Graf von Nesselrode, gibt zwar seine Erlaubnis dazu, schreibt aber: „Ich fürchte, daß die Aufnahme einer protestantischen Familie ins hiesige Land nicht überall Beifall finden wird.“ Im Jahre 1922 ist aus diesem Anfange eine ganze Kreissynode erwachsen mit fast 170 000 Seelen